

Sabrina Imbler

SO WEIT DAS LICHT REICHT

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Pressesperrfrist für Rezensionen:

21. September 2023

Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf
der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.

SABRINA IMBLER

SO WEIT DAS LICHT REICHT

Die Kreaturen der Tiefsee
und was sie mir über das Leben erzählen

Mit Illustrationen von Simon Ban

*Aus dem Englischen
von Anja Kauß*

C.H.BECK

Titel der englischen Originalausgabe:
«How Far the Light Reaches. A Life in Ten Sea Creatures»
Copyright © 2022 by Sabrina Imbler
Zuerst erschienen 2022 bei Little, Brown and Company, New York

Mit 10 Illustrationen von Simon Ban

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl, nach dem
Originalentwurf von Kirin Diemont
Umschlagillustration: Simon Ban
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany
Werbemittel-Nr. 258378



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Stimmen zum Buch

«Ein erstaunliches Debüt.»

Guardian

«Ein wunderbares, transzendentes Buch ...
Sabrina Imbler ist ein Generationstalents, und dieses Buch
ist ein Geschenk für uns alle.»

Ed Yong, Autor von «Die erstaunlichen Sinne der Tiere.
Erkundungen einer unermesslichen Welt»

«Sabrina Imblers glitzernde Prosa ist so
geschmeidig wie ein Tintenfisch ... und die Themen
sind so elementar wie das Meer selbst.»

Sy Montgomery, Autorin von
«Rendezvous mit einem Oktopus»

«Imbler beleuchtet einige der bezauberndsten
Lebewesen des Ozeans ... und stellt Verbindungen
zwischen diesen faszinierenden Tieren und unseren
eigenen Bedürfnissen und Wünschen her.»

New York Times

«Eine schwindelerregend schöne Ode
an das Leben in all seinen Formen.»

Vogue



Foto: © Marion Aguas

Sabrina Imbler ist Schriftsteller:in und Wissenschaftsjournalist:in, lebt in Brooklyn und veröffentlicht Essays und Reportagen unter anderem in der «New York Times», «The Atlantic», «Catapult» und «Sierra». «So weit das Licht reicht» ist Imblers Debüt und wurde vom «Time Magazine» zu einem der zehn besten Sachbücher des Jahres 2022 gekürt.

Mich selbst in den Ozean hineinschreiben ...

Interview mit Sabrina Imbler

Vogue: Wann entstand bei Ihnen die Idee zu diesem Buch?

Sabrina Imbler: Ich habe an der Uni Creative Nonfiction studiert und meine Abschlussarbeit über Wale geschrieben. Mir wurde jedoch klar, dass ich nicht die starke persönliche Verbindung zu Walen habe, die so viele Menschen zu haben scheinen. Irgendwann fühlte ich mich sehr komisch, weil ich so tat, als wäre ich eine objektive Chronist:in der Wale. Ich hatte all diese persönlichen Gefühle, die ich nicht unterbringen konnte, und mit der Zeit verwandelte sich meine halbfertige Qualifikationsarbeit in einen Versuch, mich selbst in die Geschichte hineinzuschreiben und kritisch über meine Perspektive nachzudenken, die ich als jemand mit so vielen verschiedenen Identitäten habe. Ich begann darüber nachzudenken, wie das Persönliche im Schreiben über die Natur präsent sein kann, jenseits von «Ich bin ein weißer Mann auf einem Boot». Ich wollte nicht nur das Geheimnis des Ozeans erforschen, sondern auch meine eigenen Erfahrungen in der Welt.

Hat das Schreiben dabei geholfen, Ihre Gefühle in Bezug auf das Queer-Sein darzustellen?

Es war wirklich hilfreich, Verbindungen zwischen queeren Räumen und Meeresbiomen herzustellen, denn oft ist es in einem queeren Raum nicht unbedingt so schön wie in einem *straighten* Raum, oder? Man muss eine seltsame Anzahl von Bussen nehmen, um dorthin zu gelangen ... Ich glaube, die Leute stellen sich die Tiefsee oft so vor, dass niemand und nichts dort unten sein will – was für ein dunkler und gruseliger Ort! Aber das sind nur Varianten des Überlebens, und es ist nicht einfach per se besser, in der Nähe der Sonne zu leben. Ich habe mich wirklich an die Idee gehalten, dass queere Menschen sich oft an die Ränder oder ausrangierten Teile der Gesellschaft klammern und daraus so viel Magisches machen können.

Beeindruckt hat mich auch das Kapitel, das sich mit dem Wesen von Raubtieren verschiedener Spezies befasst, vor allem, weil Sie es so geschickt auf die eigenen Erfahrungen mit sexuellem Fehlverhalten und Fällen von (bestenfalls) undeutlichem Konsens angewendet haben. Wie war der Prozess der Auseinandersetzung mit diesen Themen?

Es war wirklich schwer, diese Abschnitte zu schreiben. Aber ich wollte so viel wie möglich von mir in dieses Buch einbringen und keinen Teil meines Lebens tabuisieren. Damals musste ich eine Menge schmerzhafter Erinnerungen verarbeiten, und ich habe mich zum Schluss gefragt: War es das wert? Ich glaube, es war einfacher, das mit Hilfe von Meerestieren zu tun, als das Gefühl zu haben, dass ich selbst das Gerüst dieses Essays sein muss oder dass ich super spezifisch über irgendwelche meiner Erfahrungen sprechen muss. Ich wollte meine eigenen Erfahrungen tei-

len, um über Angst und Ausbeutung zu sprechen, ohne dabei eine wirklich kritische Haltung einnehmen zu müssen.

Gibt es etwas, von dem Sie sich in der Welt der wissenschaftlichen Literatur mehr wünschen würden?

Ich finde es immer gut, wenn es Autor:innen aus einer Randgruppe ermöglicht wird, über ihre persönliche Auseinandersetzung mit dem eigenen wissenschaftlichen Thema zu schreiben. Es ist auch wunderbar zu sehen, dass dies in wissenschaftlichen Zeitschriften wie «Scientific American» mehr und mehr unterstützt wird; dieses Magazin, das von Laura Helmuth geleitet wird, hat so wunderbar und maßgeblich über trans Jugendliche berichtet und darüber, wie Wissenschaft Transition (Geschlechtsangleichung) unterstützt. Es ist wirklich herzerwärmend zu sehen, wie Zeitschriften diese Formen von Wissenschaft würdigen, die Menschen dabei unterstützen, ihr bestes und erfülltestes Leben zu leben ... Ich hoffe auf mehr Bücher von Autor:innen, die sich mit Persönlichem auseinandersetzen, soweit sie das wollen, und ich hoffe, dass die Leute nicht das Gefühl haben, dass sie sich nicht selbst in die Geschichten einbringen können.

Inhalt des Buches

Wenn man einen Goldfisch aussetzt

Meine Mutter und der verhungerte Oktopus

Meine Großmutter und der Stör

Anleitung zum Pottwalzeichnen

Das pure Leben

Vorsicht, Riesenborstenwurm!

Hybride

Wir bilden Schwärme

Sich verwandeln – die Sepien und ich

Unsterblich auch wir

Danksagung

Bibliographie

Wenn man einen Goldfisch aussetzt



Die Wahrheit ist, dass man mich aufgefordert hat, eine ganz bestimmte Petco-Filiale zu verlassen, aber ich erzählte allen, ich hätte Hausverbot. Dieses Wort hatte Gewicht, es klang verwegen, brachte mehr Drama in mein gerade einmal dreizehnjähriges Leben. Ich sollte ja einfach nur den kleinen Petco im Einkaufszentrum verlassen, das man auf der Deponie neben unserer Stadt gebaut hatte, aber ich sagte allen, ich hätte Hausverbot bei Petco, also auch beim großen Petco, denn ich hoffte, sie würden denken, die gesamte Kette sehe in mir ein geschäftsschädigendes Element.

Ich war zu Petco gegangen, um eine Protestaktion in der Aquarienabteilung zu veranstalten. Meine Demonstration verlief wie folgt: Ich stand bei den Fischbecken und versuchte, die wenigen Kund*innen, die sich dorthin verirrt hatten, davon zu überzeugen, lieber keine Fische zu kaufen. Der Petco, den ich mir dafür ausgesucht hatte – der nächstgelegene – war meistens leer. Ich hätte daher als ganz normale Kundin durchgehen können, ohne weiter aufzufallen. Die echten Kund*innen, von denen die wenigsten gekommen waren, um Goldfische oder Goldfischgläser zu kaufen, schienen mich nicht zu beachten. Sie hielten mich allenfalls für eine Petco-Mitarbeiterin; in diesen Fällen stammelte ich eine Entschuldigung und verdrückte mich in den Reptiliengang. Wenn die Gänge frei waren, behielt ich das Goldfischbecken im Blick. Es war beinahe so groß wie

eine Badewanne, und die orangefarbenen Fische darin schimmerten wie Pailletten. Das Becken schien mehr Fische als Wasser zu enthalten, glitzernde Schuppen stoben in alle Richtungen, auf der vergeblichen Suche nach Platz. Die toten und sterbenden Fische trieben zu den Seiten des Beckens – sie schaukelten aufgedunsen an der Oberfläche oder lagen angefressen am Boden, wenn sie nicht schon halb vom Filter eingesogen waren.

Die Zeit verging ruhig, bis eine Mutter auf das Regal zukam, an dem ich Wache stand, und ein Fischglas herausnahm, vermutlich für ihren Sohn, der mittlerweile zwischen anderen Regalreihen verschwunden war. Meine sorgfältig einstudierte These (einen Goldfisch in einem Glas zu halten, sei unmenschlich) löste sich in disparate Fakten auf – Goldfische in Gläsern pinkeln sich selbst zu Tode! Goldfische können dreißig Zentimeter lang werden! Goldfische können zwanzig Jahre alt werden! – bis mir ein Petco-Verkäufer in blauem Polohemd sagte, dass ich gehen müsse. Ich musste meine Mutter anrufen, damit sie mich auf dem Parkplatz abholte, wo ein anderer Petco-Verkäufer mit mir wartete, bis ihr beigefarbener SUV auftauchte.

Wir – der Petco-Verkäufer und ich – waren keine zwei Kilometer von der San Francisco Bay entfernt. Näher kam ich so etwas wie dem Meer normalerweise nicht, und wenn ich die Augen schloss, konnte ich das Salz in der Luft schmecken. Als der Wind nachließ und der markante Ozeangeruch sich verzog, konnte ich einen anderen, strengeren Geruch ausmachen: Abfall, so schwach, dass man am eigenen Geruchssinn zweifeln würde, wenn er nicht immer wiederkäme, dieser deutliche Gestank nach etwas, das irgendwo verrottet.

Wir warteten, rochen dabei Salz und Müll, und ich war

angeekelt von meiner Unfähigkeit. Mein erster Versuch mich zu engagieren, war ein Fehlschlag gewesen. All diese preisgegebenen und sterbenden Fische. Die Glücklichen von ihnen endeten vermutlich in einem Aquarium. Alle anderen würden tot in Fischgläsern enden, wobei sie jedoch nicht sofort sterben würden. Es ist nahezu unmöglich, sich zu verletzen, wenn man wie ein Fisch in seiner Weichzelle lebt: glattes Glas ohne Ecken und Kanten, in der nie auch nur eine Schuppe einen Kratzer abbekommen könnte. Und doch würde jeder einzelne schließlich sterben, wahrscheinlich vorzeitig. Weil jemand vergessen hatte, sich um ihn zu kümmern oder zu dem Schluss gekommen war, dass es zu viel Arbeit machte, sich richtig um ihn zu kümmern. Dass es zu viel Arbeit machte, das schmutzige Wasser durch frisches zu ersetzen. Dass es lästig war, ihn mit genügend Raum zum Leben und Wachsen zu versorgen.

Die beste Zukunft, die ich mir damals für einen Goldfisch vorstellen konnte, war ein Leben in einem größeren Becken, das vielleicht sogar über hundert Liter fasst, frisches Wasser und dazu einige Plastikpflanzen. Eine behaglichere Haft. Da ich nur Goldfische aus überfüllten Petco-Becken oder aus einsamen Gläsern kannte, hatte ich keine Vorstellung davon, wie ihr Leben jenseits der Glaswände eines Aquariums aussehen könnte. Ich konnte mir nicht ausmalen, was aus einem wild lebenden Goldfisch werden konnte.

Damals nahm ich an, das Einkaufszentrum mit dem Petco rieche nach Müll, weil es auf einer Mülldeponie gebaut worden war. Meine Mutter hatte mir gesagt, die ganze Stadt sei auf einer Mülldeponie gebaut worden, und ich malte mir aus, wie die Gebäude auf Platten aus zusam-

mengepresstem Müll thronen. Aber dort, wo jetzt die Petco-Filiale steht, war früher einmal Salzmarschland gewesen, mit riesigen Sumpfgebieten rund um die Bucht von San Francisco. Heute zeigen Satellitenbilder der Bucht eine deutliche Grenze zwischen Grün und Blau, aber vor Hunderten von Jahren gab es keine solche Grenze zwischen Land und Meer. Die Bucht war ein Mündungsgebiet, Salzwasser und Süßwasser vermischten sich zu Brackwasser. Tag für Tag wurde durch den Wellenschlag und die hereinbrechende Flut weiteres Land freigelegt und verschlungen. Auf dem klebrigen, salzigen Boden in den tieferen Lagen gedeiht bis heute kaum irgendeine Pflanze. Aber weiter oben blühten damals einheimische Pflanzen: Pazifische Schlickgräser erreichten die Größe von Teenagern, stellenweise ragten Queller wie rosige Finger aus dem Boden. Zehntausend Jahre lang sah die Bucht so aus. Indigene Völker wie die Küsten-Miwok oder die zahlreichen Gruppen der Ohlone, wie die Muwekma, Ramaytush, Tamien, Chochenyo und Karkin-Völker, lebten dort und durchsuchten den Sumpf nach Essbarem.

Im 18. Jahrhundert kamen die Spanier und taufte und versklavte das Volk der Ohlone und massakrierte es indirekt mit Krankheit. Vor etwa 150 Jahren hatten neuere Siedler den Ehrgeiz, in der Bucht Bauernhöfe und Städte zu bauen, aber in einem Salzsumpf kann man unmöglich Ackerbau betreiben oder ein Haus errichten. Also wurde das Sumpfgebiet als nutzlos und unbedeutend erachtet und folglich zerstört. Die Bucht wurde mit Deichen umgeben und der sumpfige Boden zu schlickigem Schlamm ausgetrocknet. Es entstand ein Bauernhof für Milchwirtschaft mit Kühen und Heuwiesen und Salzteichen. In den 1960er Jahren wurde das Land als Bauland für Einfamili-

enhäuser ausgewiesen, und Millionen von Kubikmetern Sand und Schlamm wurden im einstigen Watt abgeladen, um zu verhindern, dass die Gebäude in den weichen Schlick einsinken oder gar im Meer versinken. Das Land wurde als dem Meer abgewonnenes Marschland bezeichnet, und die Straßen, die man wie Furchen in den Boden zog, benannte man nach all dem, was man vertrieben oder ausgemerzt hatte: Austernplatz, Trachinotusplatz, Gasse der fliegenden Fische. Als Kind wusste ich nicht, dass «ablagern» zwei Bedeutungen hat. Ich wusste nicht, dass der Gestank auf dem Petco-Parkplatz in Foster City genauso gut von der Bucht selbst herrühren konnte, von Wasser, das von zahlreichen Erdölraffinerien, von den Wasseraufbereitungsanlagen, von den hustenden, verrosteten Abgasanlagen der Schiffe verschmutzt ist.

Als ich geboren wurde, hatte die Bucht von San Francisco bereits fünfundneunzig Prozent ihrer Sumpfbereiche und Salzwiesen, die einst das Meer umsäumt hatten, eingebüßt. Fünfhundert Quadratkilometer Priele, Watt, Sandbänke, Bäche und Tümpel, gestaltet allein durch die Überflutungen, waren bereits zugepflastert und Bauernhöfen, Städten, Fabriken, Militärstützpunkten, Touristenorten, Schnellstraßen und einem Petco gewichen. Das heißt: Ich kannte meine Heimatstadt als Vorort und hatte keine Vorstellung davon, was sie früher einmal gewesen war. Ich wollte nur noch weg, und zwar so schnell wie möglich.

Wenn ich eine zweite Chance bekäme, würde ich zu jener Mutter im Petco sagen:

Sie haben vielleicht gelesen, dass ein Goldfisch proportional zur Größe seines Fischglases wächst. Aber im Gegensatz zu uns wachsen Goldfische zu einer unbestimmten

Größe heran. Wenn sie die Möglichkeit haben, wachsen sie, bis an ihr Lebensende. Unterschiedliche Goldfischarten können ganz unterschiedliche Größen erreichen und unterschiedliche Formen annehmen. Ein frei lebender, ausgewachsener Goldfisch kann so viel wie eine Ananas wiegen.

Sie denken vielleicht, Goldfische werden nur ein Jahr alt, vielleicht zwei. Aber sie können tatsächlich viel älter werden. Wenn sie Glück haben, zwanzig Jahre. Goldfische können in einem Fischglas einige Jahre überleben, weil sie fast übernatürlich zäh sind und Bedingungen aushalten können, die für die meisten anderen Fischarten schnell tödlich wären. Ein Goldfischglas ist ein winziges, isoliertes Milieu mit lebensbedrohlichem Sauerstoffmangel, was zur Folge hat, dass selbst eine geringfügige Veränderung der Zusammensetzung des Wassers tödlich sein kann. Ich erwähne dies, weil Goldfische ausgiebig pinkeln. Sie setzen mehr Ammoniak frei als andere Aquariumsfische, einen Giftstoff, der in einem Teich oder Fluss natürlich verdünnt würde, einen Fisch in einem Fischglas aber töten kann. Aus diesem Grund entzieht ein Fischglas dem Goldfisch die Lebensgrundlage, würde ich zu der Frau sagen. Aber wenn ein Goldfisch es schafft, zu überleben, hält das niemand für eine außergewöhnliche Leistung.

Zum Schluss würde ich ihr sagen: Vielleicht haben Sie einmal gehört, dass Goldfische ein Drei-Sekunden-Gedächtnis haben. Aber Goldfische können sich merken, dass ein farbiges Paddel bedeutet, dass Futter kommt, selbst Monate nachdem die Assoziation entstanden ist. Goldfische können komplexe Aufgaben lösen, wie etwa aus einem Netz zu entkommen oder durch ein Labyrinth zu navigieren. Wie kann so ein kleiner Fisch die Erinnerung an

den verschlungenen Weg durch ein Labyrinth drei Monate lang behalten? Könnten *Sie* das? Aber wie ist es für ein Lebewesen mit einem dreimonatigen Gedächtnis, in einer Blase von der Größe eines Schmortopfes zu leben und zu sterben?

Immer wenn ich ein Praktikum oder eine neue Stelle antrete, erzähle ich, dass ich als Teenager bei Petco rausgeschmissen wurde. Das ist inzwischen zu einer Art Gründungsmythos geworden, mein erklärter Funfact. Ich habe die Geschichte schon so oft erzählt, dass mir die Einzelheiten meiner ursprünglichen Erinnerung unzugänglich geworden sind. Aus einer realen Erfahrung ist eine auswendig gelernte Erzählung geworden. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich meiner Mutter damals gesagt habe, damit sie mich dort hinführt, oder wie ich den Mut aufgebracht habe, gegenüber Fremden eine solche Angriffslust an den Tag zu legen, wo ich mich doch kaum gegenüber meinen rüpelhaften Mitschüler*innen behaupten konnte, die mich mit ihrer unausgegorenen, nachgemachten Grausamkeit trotz allem dazu brachten, mich selbst zu hassen.

Woran ich mich jedoch erinnere, ist, dass ich in der achten Klasse war. Ich erinnere mich, dass ich dreizehn war – ein schreckliches Jahr. Ich erinnere mich, dass ich eine Privatschule besuchte. Über der Bürotür des Schulleiters war ein lateinischer Spruch ins Holz eingraviert, übersetzt «Freizeit ohne Lernen ist der Tod.» Am ersten Schultag erschien eine Schar von Kindern in Sweatshirts mit der Aufschrift «Stanford». Auch ich trug in einen Kapuzenpulli; auf meinem stand «Gap». Wir waren zehn. Ich hörte, wie beim Kennenlernabend eine Mutter zu einer anderen

sagte: «Wissen Sie, das ist Futter für Stanford,» und die andere Mutter nickte zustimmend. Ich hatte den Begriff «Futter» noch nie als Bezeichnung für eine Schule gehört, sondern nur im Kontext von Goldfischen und Guppys, die als billig und unscheinbar genug gelten, dass Aquarienbesitzer*innen sie als lebende Beute für ihre größeren, wertvolleren Haustiere kaufen.

Ich erinnere mich, dass viele meiner Mitschüler*innen Kinder einflussreicher Leute waren: Vorstandsmitglieder und Professoren in Stanford, Führungskräfte aus Silicon Valley und Morgan Stanley, Erbinnen. Diese Kinder hatten Nachnamen wie Packard und Jobs. Die Poolparty für die Neulinge fand in einem ihrer Häuser statt, das auf mich wie ein Schloss wirkte, mit zwei Pools und einem Tennisplatz auf smaragdgrünem Rasen mit Springbrunnen. Ich weiß, dass meine Eltern mich auf diese Schule schickten, damit ich auf das bestmögliche College gehen konnte, was aus ihrer Sicht bedeutete, dass ich das bestmögliche Leben führen würde. Dies rief ich mir in Erinnerung, als der Erbe eines Computertechnologieunternehmens mich in Kurven und Schleifen an den gepolsterten Wänden der Turnhalle entlangjagte, wobei er ein Springseil aus Plastik wie eine Peitsche schwang. Ich wohnte nur ein paar Blocks von dieser Schule entfernt und erinnere mich, wie reiche Kinder meine Straße entlangfuhren, als könne der Tod ihnen nichts anhaben. Ich hörte das verräterische Quietschen der Reifen und sprang in die nächstgelegene Einfahrt oder Hecke und sah zu, wie die Autos vorbeirasteten. Ich erinnere mich, wie ein metallischer Luxus-SUV aus der Einfahrt der Schule bog und in unseren Briefkasten schlitterte. Das Auto raste weiter und ließ einen weißen Metallrahmen zurück, der aussah wie ein verrenkter Ellbogen, die rote

Flagge baumelte daran wie ein gebrochener Arm. Ich erinnere mich, dass Kinder an Schulen in meiner Nähe sich umbrachten wegen des ganzen Drucks; es gab so viele Suizide, dass das Gesundheitsamt die Todesfälle als «Cluster» einstufte. Ich erinnere mich, dass die Todesanzeige eines Schülers auch dessen Punktezahl beim American College Test aufführte. Die Todesanzeige einer anderen Schülerin gab die Anzahl ihrer Facebook-Freunde an. Ich erinnere mich noch, wie ich nächtelang auf AIM (AOL Instant Messenger) unterwegs war und versuchte, meine Freundin von ihrem Todeswunsch abzubringen.

Damals litt ich unter schrecklicher Schlaflosigkeit, und ich weiß noch, wie ich nachts wach lag und mir die bestmögliche Version meiner Zukunft auszumalen versuchte, die immer ungefähr so aussah: Nach dem College hätte ich irgendeinen wichtigen Job, bei dem ich Blazer und Bleistiftröcke trug. Einen (idealerweise heißen) Ehemann nach einer beachtlichen Anzahl von Partnern. Endlich reine Haut. Aber wenn ich versuchte, mich in diese üblichen und vernünftigen Zukunftsvisionen hineinzudenken, schweiften meine Gedanken immer ab zu meinem Tod. Genauer gesagt stellte ich mir meine Beerdigung vor – wie sie ablaufen würde, wer daran teilnehmen würde, wen ich von meinem Beerdigungs-Türsteher abweisen lassen würde (ich war offensichtlich noch nie auf einer Beerdigung gewesen). Sterben wollte ich ja gar nicht, aber nicht mehr da zu sein (und pietätvoll betrauert zu werden), war für mich greifbarer als das, was ich wollen sollte.

Meinen ersten und einzigen Goldfisch bekam ich von besagter Schule. Er war Teil eines Versuchs im naturwissenschaftlichen Unterricht, und unsere Biologielehrerin, die

immer nach Hanf roch, verkündete, dass alle, die wollten, einen Goldfisch mit nach Hause nehmen könnten. Sie sagte nicht, was mit den Fischen passieren würde, wenn wir sie nicht mit nach Hause nähmen, und wir dachten nicht daran zu fragen. Ich nannte den Fisch Quincy und hielt ihn in einem Goldfischglas auf meiner Kommode. Manchmal schwamm Quincy, aber meistens trieb der Fisch dahin. Sein Körper schien an einer Schnur zu hängen, die Flossen zuckten ziellos um das schäbige Schloss und den honigtaufarbenen Seetang, den ich im Marmorbruch am Boden des Glases angepflanzt hatte. Ich verbrachte viel Zeit damit, Quincy zu beobachten. Wenn ich auch nur kurz darüber nachdachte, wie wenig Platz der Fisch hatte, um sich zu bewegen und zu wachsen, fragte ich mich, ob ich etwas Grausames tat.

Also bat ich meinen Vater, mit mir in den japanischen Garten im Stadtpark zu fahren. Ich schmuggelte Quincy in einem kleinen Gefäß in die geräumige Bauchtasche meines Gap-Sweatshirts, ging zu einer nicht einsehbaren Ecke des Koi-Karpfenteichs und leerte das Glas aus. Quincys orangefarbener Körper bewegte sich schlängelnd durch das trübe Wasser des Tümpels, und dann, endlich: Erleichterung.

Als ich Monate später wieder in den japanischen Garten kam, suchte ich meinen Fisch, konnte ihn aber nicht wiederfinden.

Manchmal, wenn Menschen erfahren, dass sie ihre Goldfische durch das, was sie ihnen zumuten, umbringen, oder wenn sie ihrer Haustiere überdrüssig sind, werfen sie sie weg. Manchmal werfen sie sie in japanische Gartenteiche. Meist werden die Tiere jedoch in größeren Gewässern ent-

sorgt: in Seen, Bächen oder Flüssen. Wenn Goldfische dazu verdammt sind, in einem Goldfischglas ihr Dasein zu fristen, sind sie in einem Fluss nicht aufzuhalten. Sie tun mehr als nur überleben; sie nehmen alles in Beschlag. Ihre von Unmengen an ausgepispem Ammonium geröteten Kiemen nehmen nun begierig den Sauerstoff des sprudelnden Wassers auf, und nachdem sie Algen, Würmer, Schnecken und die Eier anderer Fische verschlungen haben, bläht sich ihr Körper auf. Er schwillt an bis zur Größe von Brathühnern, Cantaloupe-Melonen oder Milchkannen.

Das sind wild lebende Goldfische, und wenn Sie einen sehen würden, würden Sie ihn womöglich nicht als Goldfisch erkennen. Goldfische, die ja eigentlich golden sind, nehmen innerhalb weniger Generationen wieder ihre natürliche Farbe an. Hellorangefarbene Fische verschwinden, werden von Raubtieren gefressen und durch Fische mit stumpferem Glanz ersetzt, die sich letztlich kaum noch von anderen Karpfen unterscheiden. Sie verschwinden in den Algen.

Freilebende Goldfische wissen so gut zu leben, dass sie zu einer ökologischen Bedrohung geworden sind. Natürlich ist das nicht ihre Schuld; Goldfische wären nie in den Fluss gelangt, wenn wir sie nicht als Wegwerfartikel betrachtet hätten. Freilebende Goldfische sind in jedem US-Bundesstaat außer Alaska anzutreffen, und wenn sie in einem Gewässer ausgesetzt werden, zerstören sie jedes erdenkliche Gleichgewicht, das sich vorher eingependelt hat. Durch ihre aufrührerische Anwesenheit verdrängen sie einheimische Arten. Goldfische graben gerne, und auf der Suche nach Fressbarem reißen sie alles aus, was am Grund eines Sees wächst. Wenn sie undurchsichtige Wolken von Cyanobakterien verschlingen, fördert ihr Darm

das Bakterienwachstum. Dadurch werden die Goldfische zu Inkubatoren von Algenblüten. Sie können bereits im Alter von einem Jahr laichen und Hunderte von klebrigen Eiern ablegen, die an Steinen, Pflanzen und allem, was ihnen Halt bietet, haften bleiben.

Wenn Goldfische einmal in einem Teich, See oder Fluss sind, lassen sie sich nicht mehr entfernen. Man kann sie nicht alle mit der Angel oder dem Netz herausholen, und ganz gleich, wie viele Goldfische man entnommen hat, werden im Zuge der Paarung immer wieder neue nachkommen. Die einzige Möglichkeit, die Goldfische zu töten, ist, alle Fische im Wasser umzubringen, indem man tonnenweise Rotenon, einen für Fische giftigen Wirkstoff, versenkt, damit nichts überleben kann. Aber auch das ist nur in Teichen und Seen möglich, also in Gewässern mit festen Ufern, wo das Gift nicht entweichen kann.

Ein Fluss im Südwesten Australiens ist von wild lebenden Goldfischen besiedelt worden, die alle von einigen wenigen Haustieren abstammten, die zwanzig Jahre vorher jemand entsorgt hatte. Die milden Bedingungen des Vasse-Flusses sind ein Paradies für Goldfische, daher wachsen sie dort schneller als jede andere Population wild lebender Tiere. Die meisten Goldfische im Vasse-Fluss haben die Farben der Erde – Braun- und Olivtöne und dunkle Grüntöne – aber einige der größten sind unverkennbar orange-farben. Diese Prachtexemplare, die jeweils so viel wiegen wie ein Butternusskürbis, sind wahrscheinlich die ursprünglichen Goldfische, die im Vasse-Fluss ausgesetzt wurden oder deren direkte Nachkommen. Erinnern sich diese Goldfische auch nur annähernd daran, wie das Leben im Goldfischglas war?

Ein Wissenschaftler, der sich mit den wild lebenden

Fischen im Vasse-Fluss befasst, hat herausgefunden, dass sie bemerkenswerte Fähigkeiten haben. Er hat Goldfischschwärme gesehen, die täglich an die 300 Meter zurücklegen. Ein Fisch brachte es in einem Jahr sogar auf über 200 Kilometer. Die gesamte Gemeinschaft dieser wild lebenden Goldfische wanderte saisonal und schwamm während der Brutzeit in riesigen Schwärmen zu einem weit entfernten Sumpfgebiet. Die Goldfische, die in Gefangenschaft gehalten worden oder auch in einem Fluss geschlüpft waren, in dem sie nie sein sollten, verfügten über ein scheinbar angeborenes Wissen, das sich über Generationen von eingesperrten Fischen erhalten hatte.

Es wurden auch wild lebende Goldfische in Flussmündungen entdeckt. Zunächst war die Wissenschaft davon ausgegangen, dass Goldfische nicht in Sumpfgebiete vordringen können, in denen sich Süßwasser mit Salz vermischt. Aber im Laufe der Zeit fand man immer mehr Goldfische in Gewässern in immer geringerer Entfernung zum Meer. Eine Population aus dem Fluss Vasse schien eine höhere Toleranz gegenüber Salz entwickelt zu haben als jede andere Goldfischpopulation der Welt. Die Wissenschaftler*innen fragten sich, ob diese Population ein mögliches Zeichen dafür sei, dass salzresistente Goldfische Mündungsgebiete als Salzbrücken nutzen können, um zu neuen Flüssen und Seen zu wandern. Die freilebenden Goldfische im Vasse-Fluss sind dem Ozean unwissentlich nähergekommen als alle anderen uns bekannten Goldfische. Sie trafen auf scheinbar unwirtliche Gewässer, und sie haben überlebt. Vielleicht ist der Wunsch zu entkommen etwas Universelles. Ich frage mich, ob die Goldfische eine Vorstellung haben von dem Ozean, der vor ihnen liegt.

Als meine Eltern beschlossen, dass ich auf eine andere Highschool wechseln solle, weinte ich und war wütend. Ich bot ihnen an, das Schulgeld zurückzuzahlen durch den Verkauf meines Blutplasmas, durch Teilnahme an medizinischen Versuchen oder durch den Verkauf einer Eizelle. «Mach dich nicht lächerlich», sagte meine Mutter entsetzt. «Du bist noch nicht mal alt genug, um eine Eizelle zu verkaufen.»

An meiner neuen Schule habe ich überkompensiert, um meine Chance auf die Zukunft zu retten, die mir vorschweben sollte. Ich belegte zusätzliche Kurse und suchte mir außerschulische Aktivitäten zusammen. Alles für Stanford. Mein Schultag begann um sieben Uhr morgens mit Biologie und endete nach elf Uhr abends mit Zeitungslektüre. An den Wochenenden half ich freiwillig bei Footballspielen, formte goldene Käseschnecken auf Nachos und baute flache, fürchterliche Hamburger. Ich füllte jeden wachen Moment mit einer Aufgabe; niemand sollte sagen können, ich hätte mich nicht genug bemüht, nicht hart genug gearbeitet, nicht alles gegeben. Wenigstens schlief ich jetzt leicht; meine Nächte waren kurz und traumlos und wurden von einer Armee von Weckern beendet. Ich konnte nicht mehr spüren, wer ich war, wusste nicht mehr, was «glücklich sein» bedeuten könnte, denn es gab immer etwas, woran ich denken musste. Das heißt: Ich war un-ausstehlich, und Du hättest mich wahrscheinlich gehasst. Ich hasste mich. Im Sommer, bevor ich aufs College ging, arbeitete ich als Freiwillige auf einem Forschungsschiff in der Bucht von San Francisco. Ich hatte meinen Führerschein gemacht und genoss die Fahrt dorthin, die Fenster des beigefarbenen SUV meiner Mutter hatte ich runtergelassen, damit die salzige Luft hereinströmte. Ich verbrachte

Vierstundenschichten auf dem Boot, einem dreißig Meter langen Schiff mit einem Rumpf in der Farbe von tiefem Wasser. Der Kapitän fuhr mit uns in einer Schleife um die Flussmündung, damit wir Schlamm- und Wasserproben entnehmen konnten. Während der Fahrt warfen wir ein Scherbrettnetz über das Heck des Bootes, holten es nach zehn Minuten wieder ein und schütteten seinen Inhalt in cremeweiße Behälter, die wie Fliegenpilze aus dem Deck sprossen.

Meine Aufgabe bestand darin, jedes Tier, das wir fingen, zu messen und zu identifizieren. In den ersten Tagen auf dem Boot war ich zu nichts zu gebrauchen und blinzelte nur in die Gischt; meine Arme waren trotz des Nebels, der über der Bucht lag, sonnenverbrannt. Alles an Deck war rutschig, und mir fiel immer wieder mein Klemmbrett herunter. Ich nahm einen Fisch nach dem anderen aus dem Behälter und legte ihn flach auf ein durchsichtiges Lineal, das auf einem Tisch neben dem Behälter klebte. Ich strich ihre zappelnden, schleimig-glitschigen Körper glatt und sprach mit ihnen, als ob ich sie dazu überreden könnte, still zu liegen, was mir natürlich nie gelang. In meinen Händen bewegten sich die Fische in einer Art, wie ich es noch nie zuvor an Körpern beobachtet hatte: Es gab Augenblicke vollkommener Reglosigkeit, in denen sich allenfalls ein Auge wie wild bewegte, und dann wölbte sich plötzlich der ganze Körper, wenn der Fisch sich in die Luft schleuderte. Ein Fisch, der springt, Pirouetten dreht, Purzelbäume in den Himmel schlägt. Und ich hastete hinter diesen Körpern her und barg sie in der hohlen Hand, bis ich sie über die Reling zurück ins Wasser werfen konnte.

An manchen Tagen fingen wir nur Anchovis und Sardi-

nen, und mir schwirrte der Kopf bei der Unterscheidung zwischen fünfhundert, sechshundert, siebenhundert nahezu identischen Kreaturen. Aber gelegentlich lieferten uns die Netze etwas Wunderbares. Ein gesprenkelter Zungenfisch, der mich direkt anblickte, als ich ihn vermaß. Kalifornische Fledermausrochen, die mit den Flügeln gegen den Beckenrand schlugen, als wüssten sie, was Fliegen ist und als wollten sie es ausprobieren. Einmal fingen wir zwei Leopardenhai-Babys, und ich lernte sie zu halten, mit der linken Hand um den Schwanz und mit der rechten die Stelle unter dem kleinen, gezackten Maul umfassend. Der Hai wand sich wie eine Schlange, aber ich hielt ihn fest und sicher, bis es Zeit war, ihn loszulassen. Da die Bucht ein Mündungsgebiet ist, fingen wir Fische, die im Brackwasser leben können. Sternförmige Flundern, Chamäleon-Grundeln, Geweihschnecken, die mit ihren Stacheln piksten und stachen, wenn man sie zu fest hielt. Einmal fing jemand einen weißen Stör, dessen Haut die Farbe einer Perle hatte und dessen Körper über fünfundvierzig Kilogramm wog. Natürlich haben wir auch nicht einheimische Arten gefangen. Die Bucht von San Francisco wird oft als «hochgradig fremdbesiedeltes Ökosystem» bezeichnet, eines der am stärksten fremdbesiedelten Mündungsgebiete der Welt. In bestimmten Lebensräumen sind diese neu hinzugekommenen Arten zahlreicher als die einheimischen und überwiegen allein schon durch das schiere Gewicht ihrer unzähligen Körper.

Jeden Fisch, den ich vermessen hatte, sollte ich anschließend über Bord werfen. Zunächst warf ich sie über die Flanke des Schiffes und drehte mich dann um, damit ich sie nicht aufplatschen sah. Ich stellte mir vor, wie es sich anfühlen mochte, wenn das Wasser die Schuppen

kühlt und Sauerstoff in die Kiemen rauscht – einen Moment lang Verwirrtheit und dann Erleichterung. Es dauerte mehrere Tage, bis ich merkte, dass die Hälfte der Fische, die ich über Bord warf, nie wieder das Wasser erreichte, sondern von einer umherstreifenden Bande von Möwen und Fischadlern aufgeschnappt wurden, die um unser Boot herum lauerten. Die Fischadler beobachteten mich bei meiner Arbeit, ihre Krallen umfassten die weiß gestrichene Reling, und wenn ich meinen Arm über Bord streckte, mit dem Fisch in der Hand, tauchten sie ab. Wenn die Vögel meinen Fisch-Behältern zu nahe kamen, wedelte ich mit meinem schleimigen Klemmbrett. Manchmal schrie und geiferte ich, während ich mit den Fischadlern um die Wette rannte, um einen Fisch aufzuheben, der sich selbst aus dem Wasser geschleudert hatte und japsend auf dem Deck lag. Wenn ich Fische über Bord warf, lehnte ich mich so weit wie nur möglich über die Reling, um ganz nah an der Brandung zu sein. So konnte ich sehen, wie die Schuppen der Fische aufblitzten und dann verschwanden.

Auf dem Rückweg zum Ufer tippte ich meine Messergebnisse von Hunderten von Sardellen in einen Computer, der sich in der Plastikwandverkleidung des Bootes befand. Und dann setzte ich mich auf das Deck und ließ das getrocknete Salz von meiner Haut abblättern. Nach den Ausfahrten mit dem Trawler war ich immer voller Schuppen. Ich hielt meine Arme gegen das Licht und bewunderte meine schillernde, schweißgetränkte Fischhaut. Tief in der Bucht hatte ich bei klarem Himmel den Eindruck, ich könnte die Erdkrümmung sehen und stellte mir vor, wie die Erde am Horizont Stück für Stück verschwindet. Als könnte ich in alle meine möglichen Zukunftsversionen hineinsehen.

Was bedeutet es, in freier Wildbahn zu überleben? Man kann es nicht tun, ohne selbst wild zu werden. Wir sind alle fähig, zu einem wilderen Zustand zurückzukehren. Die Wildnis kann eine Katze oder einen Hund zu einem Hungerleben oder einem frühen Tod verurteilen. Aber für einen Goldfisch bedeutet die Wildnis Aussicht auf Überfluss. Lässt man einen Goldfisch frei, so wird er nie zurückblicken. Nichts lebt seiner Natur gemäß in einem Glas; es lernt bestenfalls, das Glas zu überleben.

Für freilebende Goldfische werde ich wohl immer ein Faible haben. Ich weiß: Das ist nicht die Lektion, die ich aus alledem lernen sollte. Mir ist durchaus bewusst, dass Goldfische eine unumkehrbare Art von Verwüstung anrichten. Sie entwurzeln Bodenbewohner, zertrampeln Ökosysteme und säen fransige Parasiten ins Fleisch anderer Fische. Und wenn sie einen Teich einmal erobert haben, sind sie nicht mehr zu vertreiben. All das weiß ich, und mir schwebt keine Vorherrschaft der Goldfische vor, keine Welt, in der Fische von der Größe einer Cantaloupemelone wie Abrissbirnen durch empfindliche Ökosysteme ziehen. Aber wenn ich an Teiche mit füllhorngroßen Goldfischen denke, verspüre ich einen gewissen Triumph. Ich sehe etwas, von dem niemand erwartet hat, dass es lebt, und ich sehe nicht nur, dass es lebt, sondern dass es in voller Pracht steht – und nicht mehr allein ist. Ich sehe ein Wesen, das im Grunde über sich selbst erstaunt sein müsste.

Man stelle sich vor, man hätte die Kraft, all dem zu trotzen, was uns beeinträchtigt oder zusetzt – Eingesperrtsein, Einsamkeit, unser eigener Giftmüll. Salz, Wellen, fünfundvierzig Kilogramm schwere Störe, die uns im Ganzen verschlucken könnten. Man stelle sich die Freiheit vor, wenn man zum ersten Mal Platz hat und Raum einnimmt.

Man stelle sich vor, man kommt zum Highschool-Klassentreffen und begegnet dort allen, die einem früher das Gefühl gegeben haben, klein zu sein, nur dass man jetzt hundertmal größer ist als früher. Ein ausrangierter Goldfisch hat kein Vorbild, an dem er sein neues und besseres Leben ausrichten könnte, aber er findet es trotzdem. Ich wüsste auch gerne, wie es sich anfühlt, unvorstellbar zu sein, eine Zukunft zu erfinden, die niemand von einem erwartet hat.

Da die Petco-Filiale in Foster City auf einer Deponie steht, sinkt sie ab. Die Deponie sinkt schneller als fast alle anderen in Kalifornien und nähert sich immer mehr dem Erdkern. Jedes Jahr sinkt die Stadt um immerhin zehn Millimeter, und das Meer steigt um bis zu drei Millimeter. Dies ist ein aussichtsloser Kampf. Lange Zeit schützten Dämme aus Stein Foster City vor dem Meer. Nun spritzt das Wasser über die Dämme, auf Wege und Türschwellen. Bald werden die Wellen über die Dämme hinwegrollen und die Farmen, die Stadt, die Fabriken, die Militärstützpunkte, die Touristenorte, die Schnellstraßen und die Petco-Filiale überfluten. Das Wasser könnte den Katzen, Käfigvögeln, Leopardgeckos, Kaninchen, Hamstern und Meerschweinchen zum Verhängnis werden. Aber ich stelle mir gerne vor, wie die Fische aus ihren Goldfischgläsern schwimmen und auf einen nicht zu erahnenden Horizont zusteuern.

Als ich einige Jahre nach der Highschool in einer wolkenverhangenen Stadt lebte, in der ich nur wenige Leute kannte, fuhr ich in den Ferien für einen Monat nach Hause. Ich war noch nie so lange zu Hause gewesen, und ich war überrascht, wie schnell ich in alte Routinen verfiel. Mit dem zerschrammten beigefarbenen Auto meiner Mut-

ter fuhr ich einkaufen, brachte auch meine Großeltern ins Einkaufszentrum und setzte meine Schwester an der Schule ab. Meine Eltern hatten mein Zimmer zu einem Abstellraum umfunktioniert, und so schlief ich inmitten von Aktenschränken und CD-Stapeln. Wenn ich nachmittags joggen ging, sprang ich instinktiv aus dem Weg, wenn Luxus-SUVs aus den Toren meiner alten Schule in meine Straße rasten.

Eine Woche hielt ich das aus, dann lud ich mir Tinder runter. Ich redete mir ein, dort nur unterwegs zu sein, um meine alten Mitschüler*innen zu treffen, um zu sehen, wer gerade heiß, homo oder beides zugleich war. Zwei Leute aus meiner Pfadfinderinnengruppe waren auf der App, die Schüchterne, die allergisch gegen Spargel war, und die Kleine, die auf unser Drängen hin eine Kugelassel gegessen hat, und das alles ergab ja auch Sinn. Ich erfuhr, dass jemand aus meinem alten Improvisationsteam trans sei, und wir folgten einander auf Instagram. Und dann sah ich ein Gesicht, das mir irgendwie vertraut vorkam, aber es war mir auch unheimlich, und nachdem ich ein wenig hin und her gewischt hatte, wurde mir klar, dass ich mit der betreffenden Person zur Highschool gegangen war. Wir hatten nie miteinander gesprochen, aber ich wusste genau, wer «they» war. Auf meinem Nachhauseweg hatte ich manchmal gesehen, wie they auf dem Tennisplatz der Schule Tennis spielte. They hatte immer einen Pferdeschwanz, und der weiße Schild der Tennismütze hielt jede potenzielle Strähne zurück. Wenn they beim Aufschlag einen Sprung vollführte, folgte mein Blick der Bewegung, wanderte weiter zur Sonne, und ich wurde einen Moment lang geblendet von der Strahlkraft des Geschehens. Damals war ich mir nicht so ganz im Klaren darüber ge-

wesen, warum ich den Blick nicht von them abwenden konnte.

Wir kontaktierten einander, schrieben uns Nachrichten, und ich fuhr zu them nach Hause. They wohnte in einem der vielen Häuser, die auf der Deponie an der Flussmündung gebaut worden waren. Im Straßennamen kam irgendetwas wie «Meer» oder «Ozean» vor, und jedes Mal, wenn ich die Adresse in Google Maps eintippte, hatte ich das Gefühl, ich würde angewiesen, mit meinem Auto direkt ins Meer hineinzufahren. Ich klopfte; they ließ mich rein. Ich zog meine Stiefel aus und verstaute sie sorgfältig neben der Tür, denn wir haben beide chinesische Mütter, und wir schlichen lautlos ins Zimmer. Die nächsten zwölf Stunden saßen wir auf dem Bett, eine von uns am Kopfe, die andere am Fußende, und tranken grünen Tee, um wach zu bleiben. Wir streichelten abwechselnd die Katze. Als ich um Mitternacht Hunger bekam, gab they mir einen Nature Valley Müsliriegel, und als ich einen Bissen nahm, fühlte ich mich wie auf einer Exkursion. Jedes Mal, wenn they wegging, um weiteren Tee aufzubrühen, staunte ich darüber, wie sehr das Zimmer meinem ähnelte: dieselben Jahrbücher der Schule, dieselbe Ausgabe von *As I Lay Dying*, die wir für den AP-Kurs im Fach Englisch gelesen hatten. Ich erinnerte mich an die Szene, in der Vardaman seine tote Mutter als Fisch bezeichnet, weil das für ihn die einzige Möglichkeit war, den Tod zu begreifen.

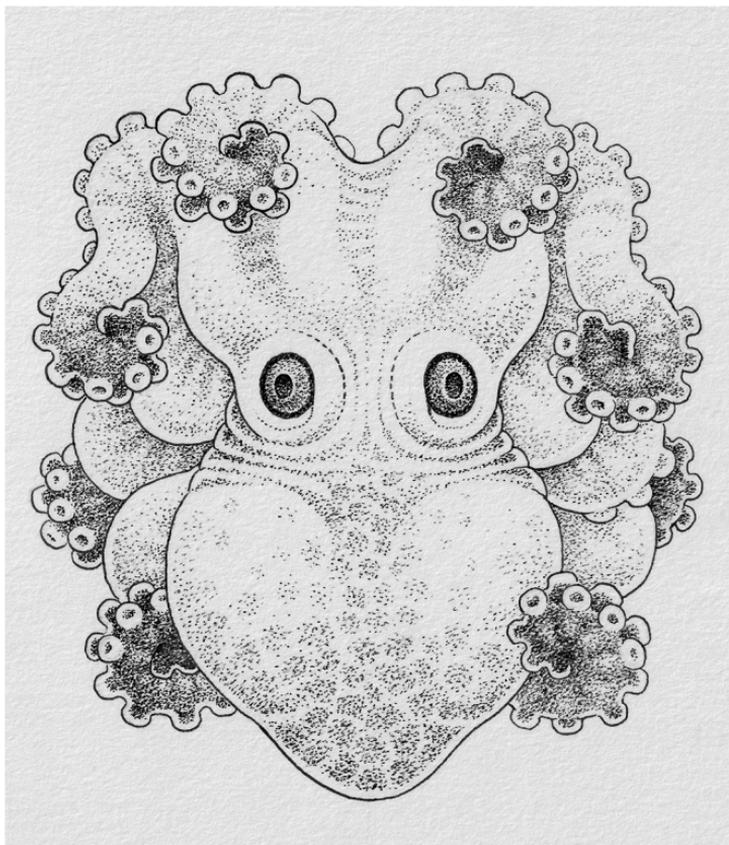
Nach stundenlangen Gesprächen waren unsere Stimmen rau geworden; den Kopf im blauen Licht auf eine Hand gestützt, sahen wir einander mit seltsamer Neugier an. Vielleicht hofften wir auf ein Zeichen, das uns zu verstehen geben würde, was diese Nacht zu bedeuten hatte; offenbar befürchteten wir beide, das, was sich wie ein

Traum anfühlte, falsch zu verstehen. Vielleicht hat jede*r von uns das jeweils andere Gesicht betrachtet, um zu sehen, wie es sich verändert hatte, wie es gewachsen war. Wir sahen überhaupt nicht mehr so aus wie in der Highschool: kein Make-up mehr, die langen Haare abgeschnitten und an den Seiten kahlgeschoren, Konstellationen von Tattoos auf unseren Armen. Beide hatten wir Töchter sein sollen, haben uns aber zu etwas Anderem entwickelt. Wir hatten uns gehäutet, nicht wie Schlangen, sondern wie Insekten – beide waren wir Nymphen, die ein Außenskelett nach dem anderen ablegten und dabei jedes Mal eine neue Gestalt annahmen. Wir wussten nicht, welche Häutung unsere letzte sein würde, sondern nur, dass wir vielleicht noch nicht am Ziel waren; wir waren Flüsse, die sich in Richtung Meer bewegten. Einige Jahre nach dieser Nacht änderte they den Namen und das entsprechende Pronomen; noch später änderte ich meine.

They küsste mich im Morgengrauen, als der erste Lichtschimmer durch die Jalousien ins Zimmer drang. Wir waren beide noch im Halbschlaf, nachdem wir die ganze Nacht in Erwartung dieses Moments wach geblieben waren, und als wir einander berührten, fühlte ich mich, als würde ich aus meinem Körper schweben. Da wir die Katze, die am Fußende des Bettes schlief, nicht stören wollten, bauten wir uns ein Kissenlager, die Köpfe neben die Jalousien gequetscht. Vor lauter Müdigkeit fing ich an zu weinen, aber es war unmöglich festzustellen, denn wir waren auch so schon voller Salzwasser; es tropfte aus den Achselhöhlen, bildete Krusten auf Händen und Gesicht, unsere Körper sickerten aus sich heraus. «Ich kann es nicht fassen», sagte ich immer wieder, während they meine Hände festhielt. «Ich kann es nicht fassen», während they sich an

mich presste. Als they fragte, was ich damit meine, wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Ich konnte es schlichtweg nicht fassen, dass wir so viele Jahre so nah beieinander verbracht hatten, auf denselben Fluren umhergegangen waren, und doch nie miteinander gesprochen hatten. Und ich konnte es einfach nicht fassen, wer wir beide in den letzten Jahren geworden waren, und wie sich jeder unserer Entwicklungsschritte wie ein unvorstellbarer Triumph anfühlte. Es war auch unfassbar, wie sehr ich mich nach Schlaf sehnte und wie lächerlich und hochgradig homo es war, dass wir fast die ganze Nacht auf dem Bett gesessen und eine Katze gestreichelt hatten, ohne zu wissen, ob die andere Person darauf steht. Also sagte ich immer und immer wieder, «Ich kann es nicht fassen», und they erwiderte immer und immer wieder: «Ich kann es nicht fassen». Und dann bin ich gegangen, und wir haben einander ziehen lassen.

*Meine Mutter
und der verhungerende Oktopus*



Vor Jahren, als ich in der siebten Klasse war, stieg ein Oktopus-Weibchen vom Meeresgrund auf und fand Halt an einem Felsvorsprung vor der Küste Kaliforniens, eintausendfünfhundert Meter unter der Wasseroberfläche und Tausende von Metern außerhalb der Reichweite der Sonnenstrahlen. Doch im hellen Schein eines Tauchboots leuchteten die Umrisse des Tieres rötlich-violett wie eine gesalzene japanischen Pflaume.

Ich weiß von dem lila Oktopus-Weibchen, weil ein ferngesteuertes Tauchboot beobachtete, wie es sich auf die Klippe zubewegt hat. Das Tauchboot des Forschungsinstituts vom *Monterey Bay Aquarium* war unterwegs gewesen, um die vielen *Graneledone boreopacifica*-Oktopusse zu beobachten, die allesamt an dieser Klippe Halt gefunden hatten. Aber besagtes Oktopus-Weibchen war dort das einzige Tier, das sich langsam auf den Felsen zubewegte.

Als das Tauchboot etwas mehr als einen Monat später noch einmal zu diesem Felsen zurückkehrte, traf es auf denselben Oktopus – sie konnten das Tier an seinen Narben erkennen. Es hing an der Seite des Felsvorsprungs, die Arme um sich geschlungen wie eingerollte Straußenfarnspitzen und hielt auf diese Weise ein frisches Gelege umschlossen. In dieser Körperhaltung hatte der Oktopus etwa die Größe einer Pizza. Die großen schwarzen Augen blickten in den Abgrund des Canyons.

Das Tauchboot kehrte wiederholt zurück, um die Oktopusmutter zu sehen, die in ihrer Wachsamkeit erstarrt war. Sie bewegte sich nicht. Sie fraß nicht. Sie schrumpfte. Bei jedem Besuch war sie noch blasser geworden, gerade so, als hätte man sie in Milch getaucht. Ihre schwarzen Augen bewegten sich in fahlen Wolken. Die kieselige Haut hing ihr lose vom Körper. Immer wieder kehrte das Tauchboot zurück, bis es die Oktopusmutter in viereinhalb Jahren achtzehn Mal gesehen hatte und eines Tages feststellen musste, dass sie verschwunden war. Zurückgelassen hatte sie eine Silhouette aus zerfetzten Eikapseln, die wie zusammengeschrumpelte Luftballons am Felsen hingen. Dies verstanden die Wissenschaftler*innen als Zeichen dafür, dass die Brut erfolgreich geschlüpft war und ihre Mutter zum Sterben freigegeben hatte. Die meisten Oktopusmütter legen in ihrem Leben nur ein einziges Mal Eier ab und sterben, sobald die Brut geschlüpft ist.

Die Wissenschaftler*innen, die die Oktopusmutter beobachtet hatten, erklärten, eine Brutdauer von viereinhalb Jahren sei bislang – also seit Beginn der Aufzeichnungen – bei keinem anderen Tier beobachtet worden. Mit anderen Worten: Kein anderes Lebewesen auf der Erde hat seine Eier so lange an seinem Körper gehalten und geschützt wie sie; in einem Bericht der Nachrichtenagentur Reuters wurde sie zur «Mutter des Jahres» im Tierreich erklärt. Die bisherige Rekordhalterin unter den Oktopussen, *Bathypolypus arcticus*, hatte offenbar vierzehn Monate lang in Gefangenschaft gebrütet, was damals noch weltbewegend zu sein schien.

Als ich den obigen Artikel über den Oktopus las, überlegte ich kurz, ihn meiner eigenen Mutter zu zeigen, aber ich befürchtete, er würde ins Schwarze treffen. Ich wollte

unbedingt alles nur Mögliche über diese Oktopusmutter in Erfahrung bringen. Ich wollte wissen, wie sie diesen Felsen ausgesucht hatte und was für eine Strecke sie dafür hatte zurücklegen müssen. Und wie ihre Eier sich anfühlten, bevor sie sie ablegte, ob sie schwer waren, ob sie einen Abdruck auf ihrem Körper hinterließen. Und was sie bis dahin sonst noch vom Meer gesehen hatte, und woher sie wusste, wann es Zeit war, den Abgrund zu verlassen, die ihr vertraute, dimensionslose Weite. Im Abgrund kann sich ein Körper dreidimensional bewegen. Im Abgrund, wo ein Mensch vor Kälte erstarbt und vom Wasserdruck zermalmt auf den Meeresgrund sinken würde, kann ein Oktopus mäandern. Er kann umherstreifen und jagen und seine acht Gliedmaßen wie eine erblühende Blume entfalten.

Wissen weibliche Oktopusse, was sie erwartet, wenn sie brüten? Lernt jede Mutter während des Wachehaltens etwas über diesen Vorgang dazu und fragt sich täglich, wie lange er noch dauern mag? Man stelle sich eine von Hunderten von Oktopusmüttern gesprenkelte Klippe vor, und jede von ihnen hungert, und jede ist allein. Womöglich ist der lila Oktopus in seiner Jugend an immer bleicher werdenden Oktopussen vorbeigezogen, die sich an den Rändern einer Schlucht festhielten, und hat erkannt, dass dies eines Tages auch sein – oder vielmehr ihr – Schicksal sein würde.

Mehr als alles andere wollte ich wissen, warum die Oktopusmutter mit ihrem großen und seltsamen Gehirn nicht aß, während sie ihre Eier bebrütete. Sie musste doch sicher Hunger gehabt haben. Ahnte sie womöglich, dass viele ihrer Babys es vielleicht nicht überleben würden, wenn sie ihren Wachposten verließ, um zu jagen, zu fres-

sen oder ihre Gliedmaßen zu strecken? Natürlich war mir bewusst, dass ich anthropomorphisierte, und doch konnte ich mir nicht vorstellen, wie ein mit Bewusstsein begabtes Lebewesen ohne so etwas wie Hoffnung viereinhalb Jahre lang hungern konnte. Ich meine: Ich wollte wissen, ob sie es irgendwann bereut hat.

Wenn ich mich recht erinnere, habe ich meinen Körper erstmals irgendwann in der Unterstufe wahrgenommen, nachdem ich ein Weihnachtsgeschenk ausgepackt hatte – ein Trompe l'œil-Shirt, das scheinbar aus zwei übereinanderliegenden Shirts bestand, obwohl es in Wirklichkeit nur eines war. Als ich es vor dem Spiegel anprobierte, bemerkte ich meinen Bauch, der sich weich und rund deutlich gegen den Stoff abzeichnete und unten herauschaute. Ich schämte mich dafür, dass ich ihn nicht früher bemerkt und nicht darauf geachtet hatte.

Meiner Mutter zufolge habe ich meinen Körper zu jener Zeit irgendwann in der Küche wahrgenommen. Sie sagt, ich sei in die Küche gekommen und auf sie zugegangen, hätte mein Shirt hochgezogen, meinen Bauch entblößt und zu ihr gesagt, ich sei dick. Sie sagt, diese Szene habe sich so sehr in ihr Gedächtnis eingebrannt, dass sie sie nach all den Jahren immer noch deutlich vor Augen habe.

Meine Mutter, die 1,60 m groß ist, hat selten mehr als 52 Kilo gewogen. Und wenn doch, so sagte sie, sie sei dick. Als ich ein Kind war, erzählte sie mir, dass sie früher, als sie jünger war, 44,5 Kilo wog. Sie sagte, damals sei sie dünn gewesen. Als meine Mutter 50 Kilo wog, wog ich 52, dann 53,5 und dann über 56. Ich wusste das, weil ich es jeden Tag überprüfte, jeden Tag in ihr Badezimmer schlich und

mich auf ihre digitale Waage stellte. Ich zog alle meine Kleider aus und ließ sie neben die Waage fallen. Die Zahlen wirbelten durcheinander, und ich schloss die Augen. Ich glaube, ich hielt sie länger geschlossen als nötig, weil ich Angst hatte, den Zustand der Unwissenheit aufzugeben. Manchmal, wenn die Zahl enttäuschend war, und das war sie oft, wog ich mich erneut, stellte meine Füße um und verlagerte vergeblich mein Gewicht, als könnte ich dadurch die Masse meines Körpers günstiger positionieren oder auslagern. Aber die Anzeige blieb unverändert. Also stieg ich von der Waage, verdrückte mich in eine Ecke und zog mich wieder an. Schon damals wusste ich, dass ich nie so dünn sein würde wie meine Mutter – selbst in ihrer schlimmsten Version.

Als ich die High School besuchte, entwickelten meine Mutter und ich ein Ritual. Sie zog mich zu ihrem Kleiderschrank, öffnete Säcke voller sorgfältig zusammengefalteter Kleidung und fragte, ob ich sie haben wolle – die Hosen, die nicht mehr passten, die Shirts, die nicht mehr hip waren. Und ich nahm das Bündel mit in mein Zimmer, probierte alles an und sah, wie meine Hüften herausquollen und wie mein eingengter Körper um Platz rang. Und ich gab das Bündel zurück und sagte etwas wie «Das ist nicht mein Stil», und dann verging ein Jahr, bis wir die ganze Prozedur wiederholten, mein tapferes Quetschen und Stopfen, und so machte jede von uns sich auf ihre Weise etwas vor.

Im Tierreich gibt es zwei Möglichkeiten, Mutter zu werden. Einige Tiere können sich im Laufe ihres Lebens mehrmals fortpflanzen, andere nur einmal. Der Mensch, wie die meisten Pflanzen und Wirbeltiere, hat mehr als eine

Chance, sich zu vermehren. Wir können uns um unsere Babys kümmern und auf sie aufpassen, und dadurch erhöhen wir ihre Chancen, das Erwachsenenalter zu erreichen. Gegebenenfalls können wir sogar mit ihnen alt werden. Aber Lebewesen wie Oktopusse genießen keine mütterlichen Privilegien dieser Art. Die einzige Gelegenheit, die sie zur Fortpflanzung haben, bringt Hunderte oder Tausende von Babys hervor. Dadurch steigen die Chancen, dass zumindest ein paar von ihnen überleben.

Oktopusse brüten überall im Meer. In Flachwasserhöhlen legen pazifische Riesenkraken Zehntausende winziger Eier ab, die an den Felsen kleben wie aufgereichte Traubenhyaazinthen. Der lila Oktopus legt weniger, dafür aber größere Eier ab, jeweils in der Größe einer großen Blaubeere. Wenn du nur einhundertsechzig Eier ablegst, hast du nur einhundertsechzig Chancen, dass die Jungen überleben, du musst sie also so lange wie möglich beaufsichtigen. Du musst alles geben, damit sie so stark wie nur möglich werden. Nach der Eiablage badet die Oktopusmutter ihre Eier in frischen Wellen, in Wasser, das eine hohe Sauerstoffsättigung aufweist und frei von Schlamm und Ablagerungen ist. Da die Eier atmen müssen, werden diese Bäder ohne Unterlass durchgeführt, bis zu dem Moment, in dem die Brut schlüpft. Die lila Oktopusmutter in der Monterey Bay hat ihre Eier in einer geschützten Nische an der Canyonwand nur wenige Meter über dem Meeresboden abgelegt. Die Wissenschaftler*innen fanden heraus, dass die Kuppe eines felsigen Schelfs über ihr die Eier vor unerwünschtem Schlick schützte. Es war offenbar der perfekte Ort, und das muss sie gewusst haben.

Oktopuseier bieten wertvolle Nährstoffe im kargen Meer. Das bedeutet, dass die Oktopusmutter ihren Posten

nicht verlassen kann, um zu jagen. Sie lebt von ihren Energiereserven und wird nie wieder einen anderen Ort sehen; ihr Posten ist ihr letzter Aussichtspunkt, und was sie von dort aus sieht, sind einige freiere Lebewesen, die zufällig im eisigen Wasser an ihr vorbeischwimmen – exotische Passanten, denn in der Tiefsee leben ausschließlich Exoten: Fische mit durchsichtigen Gesichtern und goldenen Augen, Geisterhaie und zungenrote Würmer.

Meine Mutter wanderte in die Vereinigten Staaten ein, als sie in der siebten Klasse war. Sie zog von Taiwan nach Hancock, Michigan, eine der schneereichsten Städte in diesem ohnehin schon verschneiten Bundesstaat. Hancock, Michigan, wo auch einmal im Juni Schnee fallen kann. Hancock, Michigan, wo alle ihre Nachbarn groß, blass und blond waren. Meine Mutter war nach Hancock gekommen, um bei der Schwester meiner Großmutter zu wohnen, einer Frau mit langem, pechschwarzem Haar und käfergroßem Modeschmuck an den spindeldürren Fingern.

Meine Mutter sprach nur Mandarin, und in der Schule wurde sie jeden Tag in Worten, die sie noch nicht verstand, von den anderen Kindern daran erinnert, dass sie anders war. Nicht so wie sie. In diesem Moment entstand in ihr erstmals der Wille, so amerikanisch wie nur möglich zu sein. Sie wollte wie ihre Mitschüler*innen blondes Haar haben und blaue Augen, dieselben Latzhosen und dieselben lange Beine. Sie sagte mir, dass sie sich wie ein Alien auf einem fremden Planeten fühlte. «Man tut, was man tun muss, um zu überleben», sagte sie.

Als meine Mutter mit mir schwanger war, nahm sie achtzehn Kilo zu – mehr als sie erwartet oder gewollt

hatte. Als sie zur Kontrolluntersuchung ging, mit allen achtzehn zusätzlichen Kilos und mir im Gepäck, sagte die Ärztin zu ihr, sie solle nicht mehr so viel chinesisches Essen zu sich nehmen. «Diese Ärztin war ein dummes Luder», sagte sie.

Während meine Mutter damit aufgewachsen ist, weiß sein zu wollen, bin ich aufgewachsen mit dem Wunsch, dünn zu sein. Ich habe mich manchmal gefragt, ob ich von Natur aus dünn gewesen wäre, wenn ich nicht nur Halbchinesin wäre. Diese Besessenheit habe ich im Übrigen nie als Störung betrachtet; Essstörungen waren etwas für weiße Frauen, so die Botschaft der Filme, Zeitschriften und auch der Fachzeitschriften. Vor dem Spiegel drückte ich das Fett meiner Oberschenkel hin und her, um zu sehen, wie groß und breit meine Knochen waren, und wenn sie größer und breiter waren als die meiner Mutter, schob ich es darauf, dass ich weiß bin. Ich brauchte einen triftigen Grund, denn jedes Wochenende, wenn ich meine Großeltern sah, sah ich auch, wie mein Körper sie enttäuschte. Wenn meine Oma in die Hängematte meines Oberarms kniff und mich fragte, ob ich zugenommen hätte, oder wenn mein Großvater mich prüfend anblickte und spottete: «Prächtiges Mädchen. *Zu* prächtig!» Wenn ich ihm erklären wollte, warum ich so war, wie ich war, so unhandlich, dann brauchte ich etwas Handfestes. Es konnte nicht meine Schuld sein, denn ich hatte alles versucht. Jeden Morgen joggen. Sprudelwasser statt Snacks. Abführmittel, wenn ich verzweifelt genug war, um spüren zu wollen, wie mein Körper gnädig ausgehöhlt wurde. Aber jedes Mal, wenn ich versuchte, meinen Körper auszuhungern, stellte ich fest, dass ich es nicht konnte. Ich war zu gefräßig, zu impulsiv.

Zu der Zeit, als sich besagte Oktopusmutter jenem Canyon in der Tiefsee näherte, war ihr Körper lila. Ihre Haut war in Noppenmustern geriffelt. Doch während sie brütete, verblassten die Farben, und die Haut wurde bleich und weiß. Sie nahm die Farben ihrer Narben an. So wurde der Körper während des Brütens zu einem Leuchtfeuer für alles, was vorbeikam, ein Licht oder auch ein Schimmer in der Dunkelheit.

Ob die ehemals lilafarbene und später weiß gewordene Oktopusmutter während der dreiundfünfzigmonatigen Wache etwas gefressen hat oder nicht, wissen wir nicht. Es ist technisch nicht möglich, dies herauszufinden. Als das Tauchboot bei seinem nächsten Tauchgang zu ihr zurückkehrte, entdeckte es spinnenartige Königskrabben und zinnroterrote Garnelen, die um das brütende Muttertier herumschlichen – eine gängige Beute für Tiefseeoktopusse. Aber die Oktopusmutter schien in dieser übermütigen Beute nie etwas Anderes als eine Bedrohung für ihre Jungtiere zu sehen. Wenn die Krustentiere dem zarten Gelege zu nahekamen, wedelte sie sie mit ihren Tentakeln einfach davon.

Mit einer Roboterhand, die von Forscher*innen gesteuert wurde, die sich Tausende von Metern entfernt an der Wasseroberfläche auf einem Boot befanden, bot das Tauchboot bei einem seiner zahlreichen Tauchgänge der Oktopusmutter kleine Krabbenstücke an. Doch sie lehnte ab und wollte nicht einmal probieren. Die einzige Untersuchung an einem brütenden *Graneledone boreopacifica* zeigt einen völlig leeren Darm.

Als das Joggen keine Wirkung zeigte, bat ich meine Mutter, mich auf Diät zu setzen. Es war eine französische Diät,

benannt nach Pierre Dukan, einem Arzt, der Fettleibigkeit als den größten «Serienkiller» des einundzwanzigsten Jahrhunderts bezeichnete und dem die ärztliche Zulassung entzogen wurde, weil er seine Diät als Markenzeichen kommerzialisiert hat. Er wurde zudem verklagt, weil er einer Patientin ein Amphetamin-Derivat verschrieben hat, das Hunderte von Todesfällen verursacht haben soll.

Es waren Sommerferien, und ich hatte nichts Besseres zu tun als mich selbst auszuhungern. In der ersten Phase der Diät durfte ich nur mageres Eiweiß und eineinhalb Esslöffel Haferkleie sowie sechs Tassen Wasser pro Tag zu mir nehmen. Morgens löffelte ich Eiweiß in meinen Mund. Zu Mittag gab es hauchdünne Truthahnscheiben, gewellt wie eine elisabethanische Halskrause. Vor dem Schlafengehen rührte ich mir einen Löffel Haferkleie in ein Glas Magermilch und verschluckte mich an dem staubigen Gebrösel. Bald konnte ich kohlenhydratarmes Gemüse essen: Grünkohl, Weißkohl und Karotten, aber keinen Mais und keine Kartoffeln. Das war die Diät, die ich durchhalten sollte, bis ich mein Zielgewicht von fünfzig Kilogramm erreicht hatte. Die Zahl Fünfzig war so ausgesprochen symmetrisch, ja sogar mit einer richtungsweisenden Null versehen, und so redete ich mir ein, dass ich das schaffen könne; schließlich hielt ich mich in jeder anderen Hinsicht für eine Überfliegerin. So weit, so gut. Jeden Tag fühlte ich mich beim Aufwachen ein wenig schwächer; ich nahm das als Zeichen dafür, dass die Dukan-Diät bei mir wirkte. An manchen Nachmittagen, wenn ich von meinem Hunger so überwältigt war, dass ich nicht mehr lesen konnte, legte ich mich ins Gras, streckte Arme und Beine von mir wie ein Seestern und schloss die Augen. Ich dachte nicht an Essen. Nein. Ich stellte mir vor, wie mein

Fett schmilzt und im Boden versickert; wie bei einem Walsturz würden meine Knochen das Einzige sein, was übrig bleibt.

Ich hielt die Dukan-Diät einen Monat lang durch. Als ich meiner Mutter eröffnete, dass ich aufhöre, fragte sie, ob ich froh sei, dass ich es ausprobiert hätte, und das war ich, natürlich war ich froh darüber. Als sie den Raum verlassen hatte, schmuggelte ich zwei Scheiben Vollkornbrot in mein Zimmer und futterte sie so schnell, dass ich sie kaum schmeckte. Zwei Scheiben Vollkornbrot, alles Weitere überstieg meine Vorstellungskraft. Ich legte mich wieder ins Gras und stellte mit Bedauern fest, dass ich den nebeligen Traumzustand von eben nicht mehr erreichen konnte. Das Blut rauschte mir durch die Adern, mein Herz schlug wie verrückt, und die Schande meines Versagens verhalf mir zu neuer Lebenskraft. Ich fühlte die kratzigen Grashalme auf der Haut. Mein Körper war zu einem lebendigen und glitschigen Etwas geworden, das mir entglitt.

In der Tiefsee verhungert alles. Der Raum ist unendlich und karg, das Leben ist spärlich und die Mahlzeiten sind rar. Durch die durchschnittliche Wassertemperatur von 4,5 Grad Celsius verlangsamt sich der Stoffwechsel zu einem Rinnsal, mit der Folge, dass die Tiere erst spät ihre Fettreserven angreifen müssen. Große Lebewesen können auf ihrer scheinbar ziellosen Nahrungssuche wochen- oder sogar monatelang ohne Nahrung auskommen. Riesenasseln wie auch lavendelfarbene Kugelasseln von der Größe einer Auflaufform können zwei Monate bis zur nächsten Mahlzeit überleben. Die apfelgroße weiße Schnecke *Nephtunea amianta* kann drei Monate lang überleben. Diese

Zeitspannen, die bei Weitem nicht so groß sind wie die des lila Oktopusweibchens, sind eine Art zu leben.

Durch all das Hungern wird man kleiner. Je tiefer man hinabtaucht, desto kleiner werden die Lebewesen. Nach viertausend Metern dominieren winzige Lebewesen den Abgrund – Ruderfußkrebse und einzellige Foraminiferen. Es wimmelt von Bakterien. Zwei Forscher*innen haben festgestellt, dass ihre komplette Sammlung von Gastropoden aus dem westlichen Nordatlantik – ein Fund von mehr als zwanzigtausend Muscheln – so winzig ist, dass alle zwanzigtausend zusammen in ein Wellhornschneckenhaus von der Größe einer Faust hineinpasst.

Aufgrund ihrer großen Entfernung vom Sonnenlicht und der Kraft der Photosynthese sind die Lebewesen der Tiefsee auf das stetige Rieseln des Meeresschnees angewiesen – Flocken aus Rotz, Kacke und zersetztem Fleisch aus der Welt über ihnen. Einige Flocken brauchen Wochen, um den Meeresboden zu erreichen; sie wachsen beim Fallen und werden zu weißen Büscheln. Was nicht gefressen wird, zersetzt sich und wird Teil der Schlammschicht, die drei Viertel des Tiefseebodens bedeckt. In diesen Tiefen fällt immer Meeresschnee, dort ist immer Meereswinter.

Aber die Arithmetik dieses Nahrungsnetzes in der Tiefsee ist nicht autark. Selbst ein konstanter Schneefall aus organischer Materie reicht nicht aus, um die riesigen Lebensgemeinschaften in der Tiefsee zu erhalten. Wissenschaftler*innen, die jahrzehntelang den marinen Schneefall auf Tiefseeebene vor der Küste Mittelkaliforniens beobachtet hatten, bemerkten 2013 in ihren Messdaten drei dramatische Ausschläge, die das Rätsel lösten. Die Spitzen markierten eine plötzliche Fülle an frischer Nahrung – so frisch, wie sie nur in der Tiefsee sein kann. Der

erste Ausschlag in den Messdaten ging zurück auf eine Blüte mikroskopisch kleiner, nadelförmiger Kieselalgen, die sich explosionsartig an der Oberfläche ausbreiteten und auf den Meeresboden sanken. Der zweite war bedingt durch eine Blüte gallertartiger Salpen, deren Körper den Meeresboden mit einem silbrigen Schimmer überzogen. Und der dritte Ausschlag war bedingt durch eine Algenblüte, bei der die Algen ebenfalls in großen Wellen herabsanken und den Meeresboden mit braunen Fransen bedeckten. Jedes Mal war der Nahrungssegen schon bald wieder verschwunden, im Nu vertilgt von Lebewesen, die so vielleicht zum ersten Mal die Erfahrung gemacht haben, satt zu sein. Die Wissenschaftler*innen kamen zu dem Schluss, dass dies die Art und Weise sein müsse, wie Tiefsee-Gemeinschaften sich erhalten: mit langen Perioden der Entbehrung, die von zufälligen Gelagen unterbrochen werden.

Die Büros des Trimm-Way Weight Center befanden sich im zweiten Stock eines mustergültigen Einkaufszentrums, in dem sich auch eine Filiale von State Farm und eine Reinigung befanden. Meine Mutter und ich kamen früh zum Termin, und die Empfangsdame bedeutete uns, auf der Couch Platz zu nehmen, einer weißen Couch unter einem glänzend schwarzen Holzschnitt mit Kranich im Sturzflug über goldenem Schilf. Der Druck war eindeutig asiatisch inspiriert, und ich stellte mir vor, wie meine Ernährungsberaterin aussehen würde: schwarzes Haar, porenlose Haut, ein Körper wie ein Grashalm. Aber als die Empfangsdame uns in das Büro winkte, stellte ich fest, dass meine Ernährungsberaterin weiß war und Karen hieß. Ihr gefärbtes Haar war bananenfarben, und ihre dünnen Beine

sprossen aus schwarzen Stiletto mit ziegelsteinartigen Plateaus.

Meine Mutter erklärte Karen, dass ich gerne abnehmen würde. Karen musterte mich von oben bis unten und nickte. «Du hast Glück – du musst nicht viel abnehmen», sagte sie zu mir, und ihre Zähne blitzten. Ich war sowohl erleichtert als auch – zu meinem eigenen Erstaunen – enttäuscht. Ich hatte nicht bemerkt, dass ein kleiner Teil von mir gehofft hatte, die Ernährungsberaterin würde mir sagen, es sei eigentlich alles in bester Ordnung, und ich könne in meinem jetzigen Körper einfach weiterleben, und die eigentliche Aufgabe bestehe darin, ihn zu lieben.

Aber Karen war keine Ernährungsberaterin. Sie war vielmehr eine Gewichtsreduktionstrainerin, und auf ihre Aufforderung hin stellte ich mich auf die Waage. Sie trug mein Gewicht in ein kleines schwarzes Notizbuch ein, und als ich einen verstohlenen Blick hineinwarf, sah ich die Namen ihrer anderen Kund*innen; sie trug jede und jeden von uns in ein tragisches Gitternetz ein. Ich stellte mich auf eine andere, kompliziertere Waage, die, wie Karen mir erklärte, meinen Körperfettanteil messen würde, indem sie elektrische Ströme über mein Bein und durch mein Becken leitet. Karen tippte all diese Fakten über mich in ihren Computer, druckte einen Packen Papier aus und überreichte ihn mir. Mein Name auf dem Deckblatt enthielt einen Tippfehler, Sabirna stand da, und ich stellte mir vor, das sei meine dünnere Doppelgängerin.

Karen sagte mir, ich dürfe täglich drei Mahlzeiten mit 300 Kalorien sowie einen 100-Kalorien-Snack zu mir nehmen. Zum Frühstück aß ich drei Truthahnwürstchen (100 Kalorien), einen Apfel (100 Kalorien) und trank ein Glas Milch (90 Kalorien). Zum Mittagessen aß ich Hüt-

tenkäse (100 Kalorien) und Weintrauben (100 Kalorien). Zum Abendessen gab es Hühnerbrust (200 Kalorien) und Gemüse, zum Beispiel Brokkoli (100 Kalorien). Den ganzen Tag über hatte ich ein wahnsinniges Verlangen nach Snacks, sodass ich manchmal sogar das Abendessen ausfallen ließ, für eine 100-Kalorien-Packung, die meine Mutter mir kaufte – hauchdünne, durchsichtige, waffelähnliche Chips Ahoy! mit Wellenschnitt, pappeartige Oreos und geschrumpfte Vollkorncracker. Ich kaute sie, bis sie in meinem Mund zu Brei wurden, denn ich wusste: Sobald ich sie runtergeschluckt hatte, war Sense.

Bei ihren Berichten über die lila Oktopusmutter konzentrierten sich die Zeitungen stets auf die Zahlen, die mit ihrem Leben in Verbindung standen. Dreiundfünfzig Monate, viereinhalb Jahre, 1400 Meter unter der Wasseroberfläche. So erlangte die tote Oktopusmutter statistische Bedeutung; sie wurde zu einem viralen Liebling. Wenn Journalisten über sie schrieben, staunten sie über die enorme, ja geradezu fürchterliche Fähigkeit ihres Körpers, am Leben zu bleiben, während sie sich zu Tode hungert. *Graneledone boreopacifica* ist einer der am häufigsten vorkommenden Oktopusse im östlichen Nordpazifik, das heißt, es gibt unzählige andere, die viereinhalb Jahre oder länger auf ihrer Brut sitzen und für deren Aufopferungsbereitschaft wir, wie der Zufall es wollte, kein Auge hatten.

Der Schwarzaugen-Kalmar *Gonatus onyx* im Monterey Canyon zieht beim Schwimmen Tausende seiner Eier hinter sich her. Diese verkleben zu einem riesigen Klumpen und glitzern wie eine Discokugel. Alle dreißig Sekunden streckt das weinrote Muttertier die Arme aus, um Wasser durch die Eimasse zu spülen, damit die Babys mit Sauer-

stoff versorgt werden. Schwarzaugen-Kalmare sind an sich flink und können schnell vor Walen, Seeelefanten und anderen tief tauchenden Fressfeinden fliehen. Aber die schimmernde Eimasse ist ein Ballast für die Kalmarmutter, durch den sie an Schnelligkeit und Wendigkeit einbüßt. Trotzdem trägt sie ihre Brut sechs bis neun Monate lang, bevor diese schlüpft. Wenn es dann so weit ist, stirbt die Kalmarmutter; und wie der lila Oktopus hat sie dann monatelang nichts gefressen.

Anderswo in der Tiefsee lebt die rote Riesenmyside *Neognathophausia ingens*, die einer Garnele ähnelt und ihre Eier etwa eineinhalb Jahre lang mit sich trägt. Auch sie frisst in dieser Zeit nichts. Sie schrumpft auf einen Bruchteil ihrer Größe zusammen und verliert auf ihrem Weg durch die Dunkelheit unaufhaltsam an Körpergewicht. Ihre Eier benötigen 61 Prozent der Energie, die sie im Laufe ihres Lebens angesammelt hat, was bedeutet, dass sie mehr von sich an ihre Babys abgibt als sie für sich selbst behält. Wenn ihre Brut schlüpft und die Larven wegschwimmen, stirbt sie.

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse zu den Brutgewohnheiten der lila Oktopusmutter, der Schwarzaugen-Kalmarin und der roten Riesenmyside beruhen allein darauf, dass gerade diese Arten beobachtet wurden. Oft treffen Tauchboote in der Tiefe zufällig auf Lebewesen und fangen flüchtige Momente eines fremden und geheimnisvollen Lebens ein. Möglicherweise gibt es deutlich mehr Lebewesen, die ihre Nachkommen auf diese Weise bemuttern, Tausende anderer Oktopusse, Kalmare und Mysiden, die sich im Abgrund zu Tode hungern.

Während meines Sommers mit dem Trimm-Way Weight Center gab es Tage, an denen mein Hunger so groß wurde,

dass ich Essen inhalierte – fünf Schüsseln Müsli, drei Tüten Popcorn, eine ganze Schachtel Vollkorncracker. Wenn ich fertig war, legte ich mich in unseren Garten, schloss die Augen und dachte mit Magenschmerzen und voller Grauen an die Lüge, die ich beim wöchentlichen Wiegen würde präsentieren müssen. Manchmal ging ich auch zum Mülleimer und kaute, ohne danach zu schlucken. Ich spuckte den orangefarbenen Brei aus, bevor er meine Kehle berührte.

In manchen Wochen trank ich kein Wasser mehr, bevor ich mich auf den dreißigminütigen Weg zum Trimm-Way Weight Center machte. Ich ging langsam, taumelnd, jeder Schritt ein Tropfen. Eines Tages verschwamm der Bürgersteig vor meinen Augen, und ich stürzte. Irgendwie erreichte ich noch eine Bank, setzte mich und schloss die Augen. Ich fühlte mich schwach, wunderbar zerbrechlich. Zu meinem Wiegetermin kam ich fünfzehn Minuten zu spät, aber ich hatte zwei Kilo abgenommen. Karen strahlte und hielt die Hände wie zum Gebet gefaltet vor der Brust. Offenbar hatte sie nicht bemerkt, dass das Gewicht, das ich verloren hatte, nur Wasser war. Sobald ich das Trimm-Way Weight Center verlassen hatte, kaufte ich eine Familienpackung Cheetos im Drogeriemarkt und aß alles auf dem Heimweg auf.

In meinem ersten Jahr an der High School hörte ich zufällig, wie ein Mädchen namens Alex in der Cafeteria zu ihrer Freundin sagte: «Ich würde alles dafür geben, mager-süchtig zu sein.» Sie seufzte und nahm ihren Burrito aus der Mikrowelle. «Aber ich habe einfach nicht die nötige Disziplin.» Ich verspürte einen Anflug von Zustimmung; vielleicht war es auch nur der Hunger.

Narrativ gesehen mag die Mutterschaft als der Höhepunkt im Leben eines weiblichen Oktopus erscheinen, als das große Finale. Es ist das Letzte, was sie tut, bevor sie stirbt. Männliche Oktopusse sterben bald nach der Paarung – Sex ist im doppelten Wortsinn ein Höhepunkt – aber weibliche Oktopusse leben noch lange genug, um die Eier zu bebrüten. Es ist eine Verlängerung des Lebens, aber auch der Arbeit. Evolutionär betrachtet machen die Weibchen dabei wohl eher ein schlechtes Geschäft.

Menschen, die sich um in Gefangenschaft lebende Oktopusmütter kümmern, haben die letzten Momente dieser Tiere beobachtet, die oft als Todesspirale bezeichnet wird. Einige schleudern sich gegen die Wände des Beckens. Andere reißen sich die Haut vom Leib. Wieder andere gehen sogar dazu über, sich selbst zu verschlingen, indem sie die Spitzen ihrer Tentakel wie einen Krebs zerfetzen. Dieses letzte Bild hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Ich frage mich, wie diesen Oktopusmüttern der Geschmack ihrer selbst gefällt, ihre erste Mahlzeit nach so vielen Monaten des Hungerns. Genießen sie sie?

Wissenschaftler*innen, die sich mit diesem mütterlichen Todestrieb befasst haben, fanden heraus, dass die Oktopusse einfach der Sehdrüse zwischen ihren Augen gehorchen. 1977 entfernte ein Psychologe bei vierzehn karibischen Zweipunkt-Oktopusweibchen die Sehdrüse zwischen den irisblauen Punkten an den beiden Seiten des Kopfes. Als die Oktopusse nach der Operation aufwachten, überließen die meisten von ihnen ihre Eier sich selbst. Alle begannen wieder zu fressen und verdoppelten das Körpergewicht, auf das sie beim Brüten zusammengeschrumpft waren. Die meisten verdoppelten ihre Lebenszeit und lebten noch Monate nach dem Zeitpunkt, zu dem

sie aus Sicht der Wissenschaftler*innen hätten sterben müssen.

Es handelt sich hierbei um eine zufällige Entdeckung. Der Wissenschaftler hatte die Drüse bei einem Oktopusweibchen nur deshalb entfernt, weil er für das echte Tier üben wollte, also für die gleiche Sehdrüsenoperation an einem männlichen Oktopus. Er wollte wissen, wie sich männliche Oktopusse verhalten, wenn man bei ihnen diese Drüsen, die Sexualverhalten und Fortpflanzung steuern, entfernt. Er wusste, dass alle weiblichen Oktopusse nach dem Bebrüten ihrer Eier starben, also ging er davon aus, dass, wenn bei dem Eingriff etwas schief gehen sollte, das Tier ohnehin bald tot gewesen wäre. Auch das ist eine Sicht auf den lila Oktopus. Wenn Oktopusmütter dazu verdammt sind, kurz nach dem Schlüpfen ihrer Nachkommen zu sterben, dann leben sie umso länger, je länger sie brüten. In der Tat hat die lila Oktopusmutter mit ihrer Brutdauer sämtliche Rekorde gebrochen. Wenn sie wie die meisten anderen Oktopusse ein Viertel ihres Lebens brütend verbringt, so ist sie womöglich die langlebigste uns bekannte Kopffüßerin. Die älteste Oktopussin der Welt, die älteste dieser übernatürlich schlaunen Kreaturen, die in kurzen, schillernden Bahnen leben, manche Arten weniger als ein Jahr. Ist es nicht jammerschade, dass eine Kreatur, die so viel von der Welt wahrnehmen kann, nur so wenig Zeit auf ihr verbringt, und das dann auch noch am Meeresgrund, in der Dunkelheit, bei Temperaturen knapp über dem Gefrierpunkt? Aber sie hat immerhin gelebt.

Als ich irgendwann im College allmählich in Richtung «besser» schwabbelte, sah ich, dass bei meiner Mutter das Gegenteil der Fall war. Sie bezeichnete sich noch immer ge-

legentlich als fettes Schwein. Aber ich schreckte davor zurück, sie darauf anzusprechen. Wie um alles in der Welt soll man denn bei seiner hungernden Mutter einschreiten, während man sich den Kopf darüber zerbricht, wie man sich selbst noch weiter aushungern kann?

Als ich meine Mutter zum ersten und zugleich zum letzten Mal auf ihre Essgewohnheiten ansprach, saß sie auf der Couch und schaute *Masterpiece Theatre* auf PBS (Public Broadcasting Service). Ich sprach zunächst über mich selbst, darüber, dass ich meinen Körper so lange als abstoßend empfunden hatte, dass ich nicht sicher sei, ob ich auch wirklich auf dem Wege der Besserung und dass ich dennoch zuversichtlich sei. Nach einer langen Pause fragte sie mich: «Willst du damit sagen, dass es meine Schuld ist, dass du so bist?»

«Nein, das nicht. Ich bin nur – ich will dir nur sagen, dass ich denke, dass du vielleicht, naja, ein bisschen zu dünn bist, dass du kein fettes Schwein bist», ruderte ich zurück, unsicher und beschwichtigend.

Meine Mutter meint, sie erinnere sich nicht an dieses Gespräch.

Jetzt wird mir klar, dass der Wunsch meiner Mutter, ich möge dünn sein, gewissermaßen ein Liebesbeweis war. Sie wollte, dass ich dünn bin, damit alles leichter wird. Weiß, damit alles leichter wird. Hetero, damit alles leicht, leicht ist. Sodass, anders als bei ihr, niemand je mein Recht in Frage stellen würde, hier zu sein, in Amerika. Ich wünschte nur, ich könnte ihr sagen, dass es mir auch ohne all dies gut geht, dass es mir ohne sogar besser geht. Ich wünschte, sie würde all dies auch nicht mehr wollen.

Es gibt keinen Wendepunkt, keinen klar definierbaren Moment, in dem ich begonnen habe, mich in meinem Kör-

per wohl zu fühlen. Doch als ich anfing, mich mit Leuten zu verabreden, die keine Cis-Männer sind, habe ich gelernt, mich an queeren Körpern und den unendlichen und phantasievollen Wegen zu uns selbst wahrhaft zu erfreuen. Das weiß ich. Als ich diese Körper und die Menschen, die sie bewohnen, begehrte, erkannte ich nach und nach, wie mein eigener Körper begehrt werden konnte, und zwar nicht nur von anderen, sondern auch von mir selbst. Jahre später, als bei mir im Zuge der Irrungen und Wirrungen meiner Queerness der Wunsch nach einer flacheren Brust und schmalere Hüften aufkam, tauchte mein alter Hass wieder auf, nur in anderer Gestalt. Diesmal kam mir mein Wunsch geschmacklos vor, weil ich wusste, dass ein androgyner Körper verschiedene Größen annehmen kann, und weil ich wusste, dass schmale Hüften kein universelles Ziel sind, und dennoch kam in mir kindischer Neid auf. Ich werde wohl immer mit meinem Körper darüber verhandeln müssen, was er will, und was ich von ihm will.

1998 wurde ein weiteres *Graneledone boreopacifica*-Weibchen in der Nähe eines Unterwasservulkans vor der Küste von Oregon eingesammelt. Das Tauchboot fand es am Rande der Caldera, fuhr einen mechanischen Arm aus, packte es an seinem Mantel und legte es in einen Zwanzig-Liter-Eimer. Das Tier wehrte sich – «es reagierte heftig», so das Forschungsteam – und wurde möglicherweise zu einem Kringel aus Tentakeln, wobei sich die Radula vergrößerte und die Saugnäpfe nach dem harten Plastik des Eimers tasteten.

Im Labor steckten die Wissenschaftler die Hände in das Oktopusweibchen und fanden es zerrissen vor. Ihre Verdauungsdrüse, ein Eierstock und ein Teil des Darms waren

während des Fangvorgangs gerissen und der Darminhalt in den Bauchraum gelangt. Die harten Teile der Tiere, die sie gefressen hatte, quollen wie Konfetti aus ihr hervor: Borsten und Kiefer von Borstenwürmern, zerkleinerte Schneckengehäuse von Tiefseeschnecken, Napfschnecken, allesamt zu Puzzlestücken zertrümmert. Die Forscher*innen waren verblüfft über ihren Mageninhalt. Sie hatten sich keinen Begriff davon gemacht, dass Oktopusse, die in diesen Tiefen schwimmen, in der Lage sind, eine Kalziumkarbonat-Schale zu zerkleinern und zu verschlucken. Sie hatten angenommen, dass ein Weichkörperorganismus wie ein Oktopus sich von Weichkörpern ernährt. Sie hätten nie geglaubt, dass dieses Oktopusweibchen auch auf etwas Hartes oder Scharfes Jagd machen kann. Insgesamt hatte es mindestens sechsundsiebzig Lebewesen verzehrt. Bevor es starb, hatte das Oktopusweibchen noch geschlemmt.

Irgendwann nach dem Joggen, aber noch vor den Diäten, nahm meine Mutter meine Schwester und mich mit zu ihrem College. Wir wohnen nur eine Autostunde davon entfernt, sagte sie, und sie konnte kaum glauben, dass sie uns nicht schon früher einmal mitgenommen hatte. Sie fuhr so schnell, dass der Campus mit seinen grünen Rasenflächen, seinen stattlichen Bibliotheken und brutalistischen Gebäuden als Band aus verschwommenen Schlieren an uns vorbeizog. Wir hielten an einem Hotdog-Lokal mit blau-goldenem Schild, auf dem ein adrettes Wiener Würstchen auf einen Stock gestützt stand. Als meine Mutter uns erzählte, dass sie hier jede Woche gegessen hatte, hielt ich das für einen Scherz. Auf der Speisekarte standen nur Hot Dogs, fette Würste und Limonaden – lauter Dinge, die sie

vor meinen Augen nie angerührt hat. Sie sagte, wir sollten bestellen, was wir wollten. Ich sagte, ich wolle essen, was sie immer esse, also bestellte sie uns riesige Bratwürste mit Sauerkraut, Relish und Senf. Die Würste zerfielen uns im Mund, Fett und Soße liefen uns aus den Mundwinkeln. Ich fragte meine Mutter, ob sie mal abbeißen wolle, und sie schüttelte den Kopf. Sie sah uns beim Essen zu, wischte unsere tropfenden Gesichter mit Servietten ab und brachte uns zu einem Frozen-Yogurt-Shop gleich um die Ecke – eine weitere Leckerei aus alten Tagen, und meine Schwester und ich bestellten Berge von Joghurt, die vor Streuseln nur so strotzten, und wir nahmen im Auto Platz und ließen sie uns schmecken, und zwar mit einer Hingabe und Langsamkeit, dass wir schließlich an marmorierten Zuckerpfützen nippten. Ich leckte meinen Löffel ab und betrachtete die blinkenden Lichterreihen auf der Brücke nach Hause. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, ich wäre meine Mutter, und mein Magen der Magen meiner Mutter, als sie noch jung war und alles aß, was sie wollte, damals, als sie noch schlemmte.

